

Karin Hollricher

Der Wandel der Publikationskulturen

Ein interdisziplinärer Rundgang

Unterschiedliche Publikationsstrategien

Ohne Gedankenaustausch ist Wissenschaft undenkbar. Nur wenn man weiß, wer woran forscht und welche Ergebnisse erzielt werden, können Forschung und Wissenschaft wirklich aufblühen. In der Antike – zu Zeiten Sokrates' und Euklids – kommunizierte man Wissenschaft oral in Form von Dialog und Disput, Vortrag und Lehrstunde. Einen Gutenberg und viele Druckmaschinen später wurden neue Erkenntnisse in Buchform veröffentlicht, später auch in wissenschaftlichen Zeitschriften. Die ersten Gelehrtenjournale wurden 1665 gegründet: *Journal des sçavans*, später in *Journal des savants* umbenannt, und *Philosophical Transactions* der Royal Society London. Diese beiden erscheinen heute noch – und schätzungsweise 160 000 weitere wissenschaftliche Zeitschriften.

Die Diskussionsrunden von früher sind passé. Heute müssen Wissenschaftler möglichst viel in renommierten Druckwerken oder bei angesehenen Verlagen veröffentlichen, denn Publikationslisten sind ein wichtiger Faktor bei der Beurteilung der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit, also entscheidend ebenso für die Vergabe von Forschungsmitteln wie auch beim Konkurrenzkampf um die Stellen an Universität oder anderen wissenschaftlichen Einrichtungen. Und so schreiben Germanisten und Historiker dicke Bücher, verfassen Biochemiker und Geologen Fünf-Seiten-Artikel, und Astrophysiker publizieren ihre neuesten Geistesblitze im Cyberspace.

Die Wahl der Kommunikationsmittel hängt von der Publikationskultur des Fachbereichs ab und von der Geschwindigkeit, mit der neue Ergebnisse produziert werden. Am schnellsten sind Vertreter der Natur- und Lebenswissenschaften. In deren Welt ist die Erkenntnis von gestern schon morgen überholt. Da bis vor wenigen Jahren die Zeitschrift das schnellste Publikationsorgan war, schreiben alle – vom Allergologen über den Numeriker und Quantentheoretiker bis zum Zoologen – eben Zeitschriftenartikel. Wegen des Drucks, imposante Publika-

tionslisten vorweisen zu können, publizieren Naturwissenschaftler immer mehr Artikel in immer mehr Zeitschriften, andererseits wird der Inhalt der Artikel immer magerer. Hinter vorgehaltener Hand spricht man von KPEs, den ›kleinsten publizierbaren Einheiten‹.

In den vergangenen Jahren erarbeiteten sich *Nature* und *Science* eine herausragende Stellung. Sie haben die höchsten Zitierraten und damit höchste Impact-Faktoren unter den naturwissenschaftlich orientierten Zeitschriften. Eine solche Reputation konnte bisher keine der geistes- und sozialwissenschaftlichen Zeitschriften erreichen. »Zeitschriften-Rankings wie in den Naturwissenschaften kennen die Philologen nicht«, berichtet Gerhard Lauer, Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität in Göttingen. »Wir Germanisten haben auch kein richtiges Review-System. Man wird eingeladen, einen Beitrag zu schreiben, und dann kann dieser Beitrag von den Editoren nicht mehr abgelehnt werden, egal wie schlecht er ist. Ob ein Beitrag publiziert wird, hängt also nicht nur von seiner Qualität ab, sondern ebenfalls vom Zeitgeist, von der Mode.«

Das Interesse der Geisteswissenschaftler an Zeitschriften ist nicht sehr ausgeprägt, sie sind auf dicke Bücher fixiert, und das liegt auch an der Geschwindigkeit. Geisteswissenschaftler produzieren neue Erkenntnisse weniger rasant als Genom- oder Teilchenforscher. Auch überholt sich ihr Wissen nicht so schnell. So gibt es nur wenige naturwissenschaftliche Bücher, die noch heute aktuell sind. Das mit Abstand bekannteste und noch heute aktuelle Buch dürfte wohl *On the Origin of Species* von Charles Darwin sein. Bei Geschichts- und Literaturwissenschaftlern indes genießen alte Werke noch immer hohes Ansehen. »Der symbolische Wert des gedruckten Buches ist in den letzten 500 Jahren ständig gestiegen – das kann man nicht so einfach mir nichts, dir nichts ersetzen«, sagt Lauer. Undenkbar, dass ein Kunsthistoriker oder Archäologe ein paar Zeitschriftenartikel zusammen-



heftet, einen kurzen Begleittext verfasst und sich damit habilitiert. Das können und dürfen nur Naturwissenschaftler – will sich ein Geisteswissenschaftler habilitieren, muss er mindestens zwei Bücher vorweisen können.

Aber auch Geisteswissenschaftler müssen heute Drittmittel einwerben und deshalb häufiger und schneller ihre Forschungstätigkeit dokumentieren, als es das Bücherschreiben zulässt. Ihre Version des kurzen Artikels ist der Beitrag in einem Konferenzband. Wer zu einer wissenschaftlichen Tagung eingeladen wird, verfasst für den dazugehörigen Tagungsband ein paar Seiten – und setzt diese Veröffentlichung auf seine Publikationsliste. »Der Publikationsdruck ist so groß, dass die Konferenzbeiträge inzwischen enorme Ausmaße angenommen haben«, berichtet Ellen Widder, Professorin für Mittelalterliche Geschichte in Tübingen. Ja, es sei ein regelrechter Konferenztourismus entstanden – mit wilden Auswüchsen, wie Stefan Hornbostel, Sozialwissenschaftler und Leiter des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung in Bonn, erzählt: »Es gibt sogar Fake-Kongresse, die nur geplant werden, um einen Konferenzband zu produzieren, die aber nie stattfinden.«

Zu den reiselustigen Konferenztouristen zählen übrigens auch Informatiker. Sie wie auch Ingenieurwissenschaftler publizieren in erster Linie Konferenzbeiträge. Als Vertreter einer eher angewandten Forschung wird ihre wissenschaftliche Leistung allerdings in erster Linie danach beurteilt, ob das neue Produkt, das neue Verfahren funktioniert oder nicht. Insofern sind Publikationen insbesondere bei den Ingenieurwissenschaften weniger wichtig als in anderen Fachbereichen – dafür sind Patentschriften umso bedeutender.

Welche Wissenschaftssprache?

Kommen wir zur Wissenschaftssprache: Naturwissenschaftler schreiben englisch, Geisteswissenschaftler meist deutsch. Überraschenderweise publizieren Chemiker gern in Deutsch. Den höchsten Impact-Faktor unter den Chemiezeitschriften hat die *Angewandte Chemie*. Die deutschsprachige Ausgabe erschien erstmals 1887, seit 1962 gibt es auch eine englische Übersetzung.

Geisteswissenschaftler hängen aus zwei Gründen an der deutschen Sprache. Einmal sind viele historische und literarische Quellen in Deutsch verfasst, die Themen sind oft national, wenn nicht sogar regional ausgerichtet – das fördert die Nutzung des Deutschen bei der Wissenschaftskommunikation. Andererseits werden geisteswis-

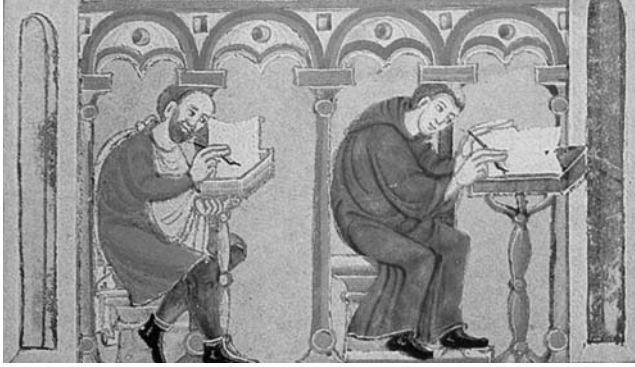
senschaftliche Texte auch nach dem ästhetischen Wert der Worte beurteilt, sie müssen auf hohem Sprachniveau formuliert sein. Dieses Niveau erreichen Philologen und Historiker auf Englisch nicht, also schreiben sie auf Deutsch. Von Naturwissenschaftlern wird eine hohe Sprachkompetenz erst gar nicht erwartet, denn in Texten über schwarze Löcher oder heiße Tiefseequellen steht nicht die Qualität des Schreibstils, sondern das Ergebnis im Vordergrund. Und wenn sie das in Englisch mitteilen, lesen es auch mehr Kollegen, selbst wenn das Englisch höchstens Mittelmaß ist – so die gängige Meinung. Das sei ein Irrtum, meint Hornbostel: »Internationalität heißt nicht unbedingt ›englisch‹, ›deutsch‹ muss nicht unbedingt ›national‹ bedeuten.« Er hat für die Soziologie analysiert, wie Texte wahrgenommen werden. »Publikationen über international interessante Themen werden massiv rezipiert, auch wenn sie in Deutsch geschrieben sind«, so sein Fazit.

Wissenschaft im Netz

Das modernste und schnellste Publikationsmedium ist das Internet. Hier finden sich verschiedene Formen der wissenschaftlichen Publikationen: Online-Zeitschriften, Dokumenten-Server, Fachbibliotheken, Wissenschaftsblogs und sogar E-Books, also elektronische Versionen insbesondere von Lehrbüchern und Konferenzbänden. Dem gedruckten Buch macht das Internet bisher nur wenig Konkurrenz – richtig Gegenwind erfahren aber derzeit die Zeitschriften.

Aufgebracht durch massiv gestiegene Abonnementpreise der kommerziellen Verlage hat sich eine starke, von engagierten Forschern und Förderorganisationen getragene Open-Access-Bewegung gebildet. Sie verlangt, dass wissenschaftliche Artikel in elektronischen Zeitschriften publiziert werden, die jedermann gebührenfrei im Internet lesen kann. Nach kurzer, heftiger Gegenwehr machten sich die kommerziellen Verlage das Internet doch zunutze. Jetzt bieten viele Zeitschriften an, den Artikel klassisch gedruckt und zeitgleich im Internet zu veröffentlichen. Auch wurden rein elektronische Zeitschriften gegründet. Für die Kosten, die bei der Organisation der Begutachtung, für die Produktion des Artikels, für die Online-Datenbank und die Archivierung entstehen, müssen die Autoren aufkommen. Die Abonnementgebühr wurde durch eine Publikationsgebühr ersetzt.

Die meisten Verlage erlauben außerdem inzwischen nach einer Zeit von einem halben bis zu einem Jahr die



Online-Archivierung der Artikel, entweder auf der eigenen Website (wobei die meisten Forscher von dieser Selbstarchivierung bisher wenig Gebrauch machen) oder in speziellen Repositorien. Als Urahn der Repositorien gilt das 1992 gegründete *arXiv* (<http://arxiv.org>). Der Server, der vor allem Mathematik und Physik abdeckt, zählt eine Million Zugriffe pro Werktag. *arXiv* belegt den Spitzenplatz auf der Rankingliste der Repositorien. »Auf Platz zwei wird *RePEc* (*Research Papers in Economics*, <http://repec.org>) gelistet, ein Server der Wirtschaftswissenschaftler«, freut sich Ekkehart Schlicht. Der Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München koordiniert mit Volker Schallehn von der dortigen Bibliothek das *Munich Personal RePEc Archive* (<http://mpra.ub.uni-uenchen.de>), das einen speziellen Zugang zu *RePEc* erlaubt.

Immer mehr Hochschulen haben eigene elektronische Archive. Im Ranking Web, das die Internet-Aktivitäten und die Visibilität aller Hochschulen bewertet, platziert sich derzeit auf Platz 85 als beste deutsche Hochschule die Freie Universität Berlin. Wer mit den Datenbanken einen unkomplizierten Umgang pflegt und Repositorien wirklich nutzt, zeigt ein Blick auf das noch junge Repository der Universität Konstanz. Zum 27. Februar 2009 hatten Physiker 958 und Biologen 1902 Dokumente online, Juristen, Sprach- und Literaturwissenschaftler, Philosophen, Historiker und Soziologen waren jeweils mit weniger als 150 Dokumenten vertreten.

Doch auch unter den oft als »technikfeindlich« bezeichneten Geisteswissenschaftlern hat eine kleine Gruppe die Vorteile des Internets erkannt und engagiert sich für den Aufbau von Dokumentenservern sowie für die Digitalisierung kostbarer Quellen und Handschriften. (Wäre man mit dem Digitalisierungsprozess schon weiter vorangeschritten, hätten sich der Zusammenbruch des Kölner Stadtarchivs und der Brand in der Weimarer Anna-Amalia-Bibliothek nicht dermaßen katastrophal auswirken können.)

»Wir sind noch Einzelkämpfer, aber ich setze voll auf das elektronische Publizieren«, sagt Hubertus Kohle. Der Professor für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der LMU in München gründete mit Kollegen bereits vor fast neun Jahren die elektronische Zeitschrift *Kunstforum*. Kohle gehört auch zu der Gruppe von Münchner und Heidelberger Kunsthistorikern und Geschichtswissenschaftlern, welche die elektronischen Plattformen www.historicum.net und www.arthistoricum.net ent-

wickelten. Da kann man sogar bisher unveröffentlichte Werke entdecken, etwa die Habilitation des Leonardo-da-Vinci-Spezialisten Frank Zöllner. »Das ist unser Sahnehäubchen«, sagt Maria Effinger von der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Sie hofft, dass renommierte Namen wie Zöllner mehr Kollegen dazu bewegen, die Möglichkeiten elektronischer Medien zu nutzen.